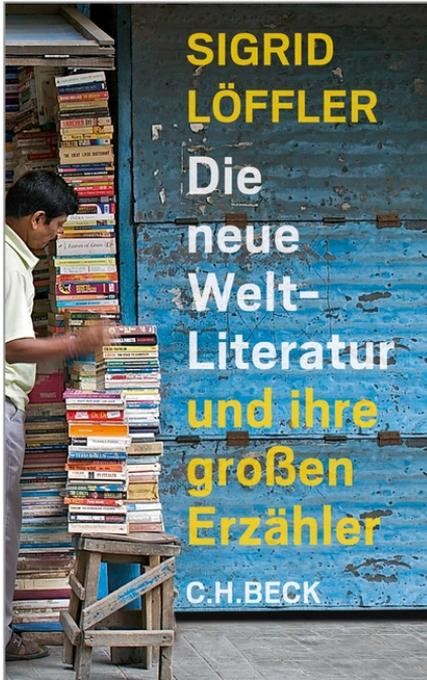


Unverkäufliche Leseprobe



Sigrid Löffler
Die neue Weltliteratur
und ihre großen Erzähler

344 Seiten. Gebunden
ISBN: 978-3-406-65351-3

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/12403092>

Zuerst kamen die Jamaikaner, aber auch Menschen aus Trinidad und von anderen Inseln der Karibik. Sie waren eingeladen worden, in Großbritannien zu leben und zu arbeiten. Sie kamen wie gerufen, und sie schienen auch willkommen. Sie ließen sich in London nieder – die Metropole des British Empire war die natürliche Ankunftsstadt für Bürger des Commonwealth. Vier Jahrhunderte lang hatte Großbritannien Kolonisatoren in alle Welt exportiert; nun, erschöpft vom Zweiten Weltkrieg und nicht in der Lage, sein Imperium noch länger zusammenzuhalten, entließ es die Kolonien und importierte im Gegenzug die Kolonisierten.

In mehreren Einwanderungswellen strömten diese nun ins Mutterland, auf der Suche nach einem Leben ohne Not. Der Anfang lässt sich genau datieren: Die ersten Arbeitsmigranten aus Jamaika landeten am 22. Juni 1948, als das Schiff «Empire Windrush» in Tilbury an der Themse-Mündung anlegte.

Nach den Menschen aus der Karibik kamen Menschen vom indischen Subkontinent – Inder, Pakistanis, schließlich auch Bengalen aus Bangladesch – und dann Afrikaner aus den ehemaligen britischen Kolonien. Obwohl auch sie um ihr Kommen gebeten worden waren – England benötigte sie als billige Arbeitskräfte –, waren sie vielen Briten nicht willkommen. Wie unerwünscht sie vielerorts waren, bekamen die Zuwanderer drastisch, oft am eigenen Leibe, zu spüren. Eingeladen, aber ausgegrenzt, angefeindet und in Slums abgedrängt zu werden – diese Erfahrung war für die Zuzügler eines der Rätsel ihrer Ankunft.

Und diese Erfahrung bedurfte der Klärung. Ein bewährtes Medium der Klärung und Selbsterklärung ist die Erzählung: Die Zuwanderer und deren Kinder begannen, sich selbst die Geschichte ihres großen Lebensbruchs, ihrer Entwurzelung und Entortung, zu erzählen – die Geschichte ihrer Migration. Sie hatten die Migration das erste Mal durchlebt und riefen sie dann als eine imaginäre Deterritorialisierung und Weltwanderung von neuem ins Leben: als Literatur. «The Lonely Londoners» heißt der Roman von Sam Selvon, der die Geschicke einer Handvoll Einwanderer der «Generation Windrush» nur wenige Jahre nach deren Ankunft erzählt – aus ihrer Sicht und in ihrem kreolisierten Englisch. Fragen der Fremde, des Anders-Seins, der Identitätssuche, der mühsamen Annäherung und Eingewöhnung werden darin verhandelt. «The Lonely Londoners» war der erste Roman über die erste Immigrationswelle. Er war Vorbote einer gerade entstehenden neuen Literatur. Längst genießt er Klassikerstatus.

Indem sie Kulturgrenzen überschritten und damit auch erweiterten, wurden die Zugereisten zu Urhebern einer neuen Literatur des Dazwischen, des Oszillierens zwischen den Kulturen, der mehrfachen Identitäten. Sie erzählten vom Glück und Unglück hybrider Mischungen. Sie erzählten von einer Welt «in Transit», in einem beunruhigenden und widersprüchlich kodierten Zwischenraum unklarer Zugehörigkeiten. Sie brachten Kunde vom provisorischen Leben in diesem «Dritten Raum» – in einem auf Dauer gestellten Transitorium zwischen Aufbruch und Ankunft. Möglicherweise ist dieser «Dritte Raum» ohnehin der stimmigste Ort der migrantischen Moderne.

Hybridität ist ein Leitbegriff dieser Literatur. Diese Hybridität – eigentlich ein Kampfbegriff gegen die kolonialherrliche Gewohnheit, die Welt von sich aus als Zentrum zu denken – erwies sich als Motor der kulturellen Expansion und trug dazu bei, das eurozentrische Hierarchie- und Machtdenken, das auch die Literatur beherrscht hatte, aus den Angeln zu heben. Sollte man diese neue nicht-westliche Literatur, die aus den Kolonien kam und mit ihrem gesamten kulturellen Herkunftsgepäck in den Westen eingewandert ist, «Commonwealth-Literatur» nennen? Keinesfalls, sagt Salman Rushdie, selbst ein Zuwanderer vom indischen Subkontinent. Den Terminus «Common-

wealth-Literatur» weist er als diskriminierende neokoloniale Anmaßung zurück.

Nennen wir sie also Migrationsliteratur. Das Rätsel der Ankunft ist eines der großen Themen dieser Literatur – weshalb einer der Ankömmlinge aus der ersten Einwanderungswelle, ein Westinder aus Trinidad, seinem persönlichen Herkunfts- und Ankunftsnarrativ eben diesen inzwischen sprichwörtlichen Titel gab: «The Enigma of Arrival». Auch dieser autobiographische Roman gilt längst als Klassiker, als ein Schlüsseltext der Migrationsliteratur. Der Autor wurde später geadelt und erhielt den Literaturnobelpreis: Sir Vidia S. Naipaul. Das Rätsel der Ankunft hat dieser Zuzügler für sich jedenfalls ruhmreich gelöst. Er ist heute der Elite eines neuen ethnisch gemischten Weltbürgertums zuzurechnen – wie sie der afro-britische und in Princeton lehrende Philosoph Kwame Anthony Appiah in seinem Essay über «Cosmopolitanism» beschreibt, rühmt und als Lebensziel empfiehlt.

In dem Maße, wie das britische Empire zerbröckelte, erwuchs im Mutterland selbst ein neues Empire, «eine neue Gemeinschaft von Untertanenvölkern», wie Salman Rushdie diesen Human-Import aus den Ex-Kolonien anklagend nennt: Eine Art innerbritische Rekolonialisierung der Entkolonisierten gehe hier vonstatten. Doch man muss diese Zuwandererghettos in England nicht zwangsläufig nur als Armuts- und Ausbeutungsfallen deuten; man kann sie auch als «Integrationsmaschinen» verstehen, als «traditionelles Wartezimmer für den Zugang zur britischen Gesellschaft» – dies schlägt Doug Saunders in seiner weltumspannenden Studie «Arrival City» vor. Demnach wären die Ankunftsstädte der globalen Migrantenströme, im Westen allen voran London oder New York, als Räume der Verwandlung und des sozialen Aufstiegs zu sehen, die aus armen Menschen meist aus den landwirtschaftlichen Gebieten Asiens, Afrikas und der Karibik binnen ein, zwei Generationen Stadtmenschen machen können, die als ihr strategisches Lebensprojekt ihre eigene Urbanisierung vorantreiben und im Zuge dieses Prozesses auch ihre Zufluchtsorte gründlich verändern.

All dies ist im höchsten Maße erzählenswert. Auch Salman Rushdie räumt ein, dass kraft dieser britischen Armutsenklaven ein «transnationaler, translinguistischer Prozess der gegenseitigen Befruchtung»

in Gang gekommen ist. «The Empire writes back to the centre» lautet die Formel, auf die er diesen Prozess gebracht hat.

In der Tat sind es die Zuwandererghettos, die so manchen bedeutenden Erzähler dieser neuen Weltliteratur hervorgebracht haben. Diese Enklaven erwiesen sich als fruchtbarer Nährboden der neuen Literatur des Dazwischen. Denn jede Einwanderungswelle in Großbritannien fand alsbald ihre Chronisten, ihre Geschichtsschreiber, ihre Helden-Epiker. Von Anfang an wurde die Immigration aus allen Ecken des zerfallenden britischen Imperiums von den Erzählungen der Einwanderer aus den Kolonien begleitet. Fremde war ihr Thema. «Fremde» – der, die, das Fremde – ist ja nicht nur ein Zentralbegriff der politischen Debatte, sondern eben ein zentrales Thema dieser Epoche, und somit auch in der Literatur.

In ihren Romanen und Erzählungen gaben diese Chronisten der Einwanderung den Erfahrungen des Migrantentums eine Stimme und machten die kulturelle Andersheit der Zugereisten, deren anfängliche Desorientierung und deren Anpassungsmühen literarisch produktiv. Mit wachsendem Selbstbewusstsein begannen sie die Diversität zu feiern. Sie haben die englische Literatur um neue Themen und Sichtweisen, Erzählstoffe und Erzählformen, Grammatiken, Metaphoriken und sprachliche Innovationen bereichert.

Diese Autoren schreiben Migrationsgeschichten aus der Sicht der Ankömmlinge. Es ist der Blick doppelter Außenseiter, die sich nirgends ganz zugehörig fühlen – weder im Herkunftsland noch im Zufluchtsland, erst recht nicht in den Transitländern, die sie passierten. Mit allen Kräften der Imagination und Symbolisierung verwandeln sie diese ambivalenten Erfahrungen in sprachmächtige Erzählungen. Sie nehmen das Dazwischen-Sein nicht länger als Stigma der Ausgeschlossenen hin, sie deuten es vielmehr als Vorschein des künftigen Generellen. Homi K. Bhabha, einer der führenden Theoretiker des Postkolonialismus, vermutet sogar, dass «transnationale Geschichten von Migranten, Kolonisierten oder politischen Flüchtlingen» drauf und dran seien, Hauptthema dieser neuen Weltliteratur zu werden.

Dafür spricht vieles. Dafür sprechen vor allem die gewaltigen Migrationsschübe der globalisierten Welt, die in den letzten Jahrzeh-

ten nicht nur Großbritannien umgestülpt und gründlich verändert haben. England ist heute nicht mehr, was es vor sechzig Jahren war. Die Zuwanderungswellen nach dem Ende des British Empire verwandelten das Land innerhalb von wenigen Jahrzehnten von einer monokulturellen in eine multiethnisch gemischte Gesellschaft. Sie machten aus einem bis dahin fast monochrom weißen England ein buntes Gemisch von Herkünften und Hautfarben – auch wenn der Boom des multikulturellen Überschwangs inzwischen vorbei, der Traum von der seligen kulturellen Melange aus Orient und Okzident inzwischen ausgeträumt ist. Spätestens mit *Nine Eleven* hat sich das erledigt.

Dessen ungeachtet sind es die Erzählungen migrantischer Autoren, in denen der Prozess einer globalen Transformation literarisch reflektiert und gedeutet wird. Sie machen uns unsere eigene Patchwork-Identität als universale Gegebenheit bewusst: «Die Kultur wird uns von anderen vermittelt, und jeder Mensch hat mehr als eine», wie der Soziologe Tzvetan Todorov feststellt. Diese Autoren amalgamieren die kulturellen Traditionen ihrer Ursprungsländer mit den neuen Einflüssen und Impulsen, die in England und im Westen auf sie einwirken, und verwandeln diese Mischungen in literarische Energie. Nicht nur Salman Rushdie ist der Ansicht, «dass vieles von dem, was in der Weltliteratur neu ist, tatsächlich aus diesen Gruppen hervorgeht».

Die Transformation Großbritanniens ist dabei nur eine Facette eines viel größeren, eines globalen Wandels. Der Migrant ist zur Leitfigur der mobilen Moderne avanciert. Dies konnte deshalb geschehen, weil die Welt in Bewegung geraten ist wie nie zuvor. Globale Massenerwanderungen unerhörten Ausmaßes, deren Zeugen wir gerade werden, entvölkern bäuerliche Welten in Asien und Afrika und lassen Städte zu unüberschaubaren urbanen Agglomerationen aufschwellen, an deren unwirtliche Ränder irreguläre Mega-Slums andocken und unaufhaltsam ins Umland hineinwuchern. In diesen Multi-Millionen-Städten grenzt das Archaische unmittelbar an das Ultramoderne – und das bietet ergiebigen Erzählstoff.

In «Arrival City» richtet Doug Saunders sein Augenmerk auf diese globale Menschenmassenverschiebung, die seit etwa einem Jahrhundert im Gange und noch lange nicht abgeschlossen ist – eine Verschie-

bung von Landbevölkerungen in explodierende städtische Ballungsräume. Landflucht und Verstädterung erfassen laut Saunders eine bisher noch nie da gewesene Zahl von Menschen – «zwei oder drei Milliarden, vielleicht ein Drittel der Weltbevölkerung. Es wird die letzte menschliche Bewegung in dieser Größenordnung sein.»

Und diese Migration – die größte Völkerwanderung, die je stattfand – generiert eine eigene Literatur. Am Zerfall und an den Hinterlassenschaften wie den Nachwirkungen des britischen Weltreichs lässt sich diese neue Weltliteratur besonders gut erkennen. Großbritannien hat nach dem Zweiten Weltkrieg seine Kolonien nacheinander in die Unabhängigkeit entlassen – gleichermaßen widerwillig wie letztlich überstürzt. Diese ungeordnete Art der Auflösung des Imperiums hinterließ ein enormes Vakuum in den befreiten Ländern. Und das hatte unabsehbare, mitunter auch katastrophische, chaotisierende Folgen. Die formale Dekolonisierung allein konnte den neuen Staaten mit ihren neuen Namen, Grenzen und Währungen ihre Souveränität und Würde nicht sichern.

Die Geschichte der Entkolonialisierung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist auch eine Geschichte blutiger Sezessionskriege, wie die Beispiele des entlang ethnischer und religiöser Linien zerfallenden indischen Subkontinents oder des Biafra-Kriegs in Nigeria zeigen; sie ist eine Geschichte von Fehlentwicklungen, von Modernisierungskrisen, diktatorischen Gewaltregimes und missglückenden Staatenbildungen, von Bürgerkriegen, Wirtschafts- und Versorgungskrisen, Ausbeutung und Mega-Korruption. Manche neue Nationen wie Pakistan, Somalia, Nigeria oder der Irak haben sich von ihrem Geburtstrauma nie erholt.

In seiner jüngsten Studie beschreibt der indische Publizist Pankaj Mishra, wie Asien neuerdings der Wiederaufstieg «Aus den Ruinen des Empires» gelungen ist. Die großen Länder Asiens schwanken nicht länger zwischen Aufholwillen und Ressentiment gegen den Westen, sie haben bereits aufgeholt. Die Vorherrschaft des Westens ist für Mishra längst eine Sache der Vergangenheit. Sie erscheint ihm «bereits jetzt nur als eine weitere, überraschend kurzlebige Phase in der langen Geschichte der Imperien und Zivilisationen».

Dieser Befund kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass es manche ehemalige Kolonien nicht geschafft haben, sich aus den Trümmern des Imperiums zu erheben. Sie hausen vielmehr auch weiterhin in den Ruinen des British Empire, geschlagen mit allen Übeln einer fehlgegangenen Entkolonialisierung und geplagt von ausländischen Einmischungen ebenso wie vom Exodus inländischer Eliten. All dies hatte große Flüchtlingsströme zur Folge, vor allem nach Europa und Nordamerika.

All dies hatte auch große Erzählungen zur Folge, über Elend, Aufruhr und Aufbegehren in den Ex-Kolonien, über Flucht und Exil, über die Mehrfach-Identität und Misch-Existenz als Luftwurzler, als moderne Nomaden, die zwischen Abschiebung und Fuß-Fassen hin- und her taumeln. Indem die migrantischen Autoren ihre Herkunftskulturen – also Geschichte, Religionen, Lebensstile, Mythen, Künste, Rituale, Speisen, Folklore, orale Erzähltraditionen – in Literatur transformieren und ins Exil weitertragen, leisten sie auch Vermittlungsarbeit. Sie übersetzen ihren Einwanderungsländern die jeweilige Kultur ihrer Herkunftsländer. Sie erzählen von ihren mannigfaltigen Metamorphosen und vom Kulturwechsel, der nicht immer als Bereicherung erlebt wird.

Migration hat meist wenig mit dem Glück multikultureller Selbstintensivierung und der Lust an der Ich-Bereicherung durch hybride Mischungen zu tun. Viel öfter ist Migration eine Erfahrung des Mangels. Geschrieben wird daher auch über die Leiden am Selbstverlust in der Fremde, über den Schock der Verstädterung, über fehlgehende oder verhinderte Integration, über Fremdheitsgefühle und verlorene Identität. Doch gerade in der Beschreibung der Defizite werden auch die Umrisse eines Hoffnungsmodells erkennbar: Erahnbar werden die Chancen eines friedlichen Zusammenlebens in Menschenwürde und Toleranz.

Außer über die Freuden und Mühen der Ankunft in ihren Zufluchtsländern erzählen die Flüchtlinge auch Geschichten über ihre unglücklichen, misshandelten Herkunftsländer. Als Exilanten meist im Westen lebend, blicken sie aus dem Ausland auf ihre Ursprungsländer zurück – je nach Erzähltemperament mit Trauer, Qual oder Sehnsucht, mit Sarkasmus, Hohn oder Ekel, immer aber mit beträchtlichen

Phantomschmerzen. So unterschiedlich ihre Gefühle auch sein mögen, eines eint sie untergründig: die Melancholie des Migrantentums. Ihr Land hat sie in die Flucht geschlagen, eine Rückkehr auf Dauer kann und wird es für sie zumeist nicht geben.

Diese Melancholie erweist sich als gewaltige Produktivkraft. Es ist kein Zufall, dass viele der bedeutendsten Autoren dieser neuen Weltliteratur aus maroden oder gar ruinierten Ländern stammen: Deren Misere versorgt sie mit unendlichen Erzählstoffen. Im Exil gestalten sie ihre kaputten Herkunftswelten sprachlich neu. Was in den Ruinen Pakistans, Nigerias, Somalias oder des Irak, aber auch in den Bürgerkriegsländern Libanon und Jugoslawien blüht, ist nicht zuletzt eine üppige und vielstimmige Literatur. Ein in Jahrzehnten des Bürgerkriegs ruiniertes und aufgegebener Staat wie Somalia etwa wird vom Autor Nuruddin Farah am Leben erhalten, indem er darüber schreibt.

Dank solcher Autoren verschiebt sich der Atlas der Literaturlandschaften. Stimmen aus bisher literarisch stummen Weltregionen beginnen sich Gehör zu verschaffen. Der Fokus der Aufmerksamkeit liegt zunehmend auf außereuropäischen Literaturen und deren rasantem Wachstum. Die herkömmliche literarische Orientierung (die in Wahrheit eine Okzidentierung war) ist längst nicht mehr anwendbar und kommt immer mehr außer Gebrauch, je dynamischer die globale Literatur wächst und an Bedeutung zunimmt. Auffällig ist deren Gestus der Widersetzlichkeit. Oft stellen die Romane und Erzählungen der Migranten die Normen, Werte und literarischen Traditionen des bisher dominierenden Westens systematisch infrage. Subversive und rebellische Schreibhaltungen sind da eine häufige Form, den Kolonialismus, aber auch einheimische Rückständigkeit oder regionalen Fundamentalismus zu kritisieren.

Solche Kritik kann Autoren in Schwierigkeiten bringen, sogar in Lebensgefahr, wie sich an der Hetzjagd fanatischer Muslime gegen Salman Rushdie studieren lässt. Den Autor Ken Saro-Wiwa hat seine Kritik an Nigerias Missständen das Leben gekostet – er wurde hingerichtet. Autoren, die sich kritisch mit den Zuständen in ihren Herkunftsländern auseinandersetzen, müssen Verfolgung und Gefängnis gewärtigen, sofern ihnen nicht, wie Nuruddin Farah, rechtzeitig die

Flucht gelingt. Gefängnistexte sind daher ein integraler Teil der Migrationsliteratur, wie das Beispiel von Autoren wie Ngũgĩ wa Thiong’o, Wole Soyinka oder Abbas Khider zeigt.

Die neue Weltliteratur ist eine Literatur der Nicht-Muttersprachlichkeit. Die meisten ihrer Autoren sind Sprachwechsler. Was auch immer ihre Muttersprache gewesen sein mag, Urdu oder Marathi, Bangla, Arabisch, Amharisch, Gĩkũyũ, Swahili, Yoruba oder eine andere der zweitausend indigenen Sprachen, die in Afrika, oder der fast achthundert Sprachen, die auf dem indischen Subkontinent gesprochen werden: Für die große Erzählung ihrer Weltwanderung wechseln fast alle aus ihrer jeweiligen Lokalsprache in die Sprache ihrer einstigen Kolonialherren – ins Französische, wenn sie aus frankophonen Kolonien stammen, ins Englische, wenn das britische Empire ihre Herkunftsregion ist, und das immer auf die Gefahr hin, dass man in einer Sprache auch gedacht wird, sobald man in ihr zu denken beginnt. Der Ambivalenz dieser literarischen Strategie sind sie sich durchaus bewusst, formulieren sie doch ihren Widerstand gegen kulturimperialistische Anmaßungen in der Sprache derer, gegen die sich ihr Widerstand richtet.

Diese Autoren schreiben eine Literatur mit Akzent. Die Kolonialsprache wird in der Neuaneignung verändert und angepasst, sogar in eine neue Sprache umgestaltet – kreolisiert. Im Gefolge Édouard Glissants und Patrick Chamoiseaus, zweier Autoren von der französischen Antilleninsel Martinique und Vordenker zu Fragen postkolonialer Identität, haben vor allem die karibischen Autoren die französische Sprache «gekapert, legitimiert und adoptiert. Wir haben sie uns angeeignet. Wir haben die Bedeutung bestimmter Wörter erweitert. Wir haben die Bedeutung anderer verändert. Und vieles verwandelt. Wir haben sie angereichert, in ihrem Wortschatz wie in ihrer Syntax. Kurz, wir haben uns in ihr eingenistet.» So liest man in dem Manifest «Lob der Kreolität» (*Éloge de la créolité*), das Patrick Chamoiseau 1989 gemeinsam mit dem Linguisten Jean Bernabé und dem Schriftsteller Raphaël Confiant publizierte.

Ähnliches reklamiert Salman Rushdie auch für die Aneignung des Englischen: «Die Menschen, die einst von der Sprache kolonisiert

wurden, formen sie jetzt sehr schnell um, domestizieren sie, gebrauchen sie immer selbstverständlicher. Von der enormen Flexibilität und Reichhaltigkeit der englischen Sprache unterstützt, erobern sie sich innerhalb ihrer Grenzen weitläufige eigene Territorien», schreibt er in seinem Essay «Es gibt keine «Commonwealth-Literatur»».

Nicht nur Autoren aus den britischen Ex-Kolonien, auch Bürgerkriegsflüchtlinge aus Jugoslawien oder jüdische Asylanten aus der ehemaligen Sowjetunion schreiben ihre literarischen Werke vorzugsweise auf Englisch, denn dies ist die globale Verkehrssprache, die in über hundert Ländern gesprochen wird. Sie stellt daher das vorteilhafteste Kommunikationsmittel dar, wenn man den literarischen Weltmarkt erreichen will. «Englisch ist die Zukunft der indischen Literatur», sagt der indische Autor Kiran Nagarkar, der von Marathi in die Sprache der Kolonialherren gewechselt hat. Und der Kenianer Ngũgĩ wa Thiong’o, der demonstrativ aus dem Englischen in seine Muttersprache zurückwechselte und seine Romane eine Zeitlang auf Gĩkũyũ schrieb, sieht sich gleichwohl genötigt, sie selbst danach ins Englische zu übersetzen, will er als Welt-Autor wahrgenommen werden.

Englisch ist eine besonders demokratische Sprache. Man kann sich der englischsprachigen Literatur von überall her zugesellen: «Jeder kann die englische Sprache zu seiner Heimat erklären, und niemand kann aus ihr verbannt werden», sagt etwa der Schriftsteller Aleksandar Hemon, ein gebürtiger Bosnier aus Sarajevo mit serbischen und ukrainischen Wurzeln, der vor den Balkankriegen nach Chicago ausgewichen ist und seine Bücher auf Englisch schreibt. Bei ihm kann man nachlesen, wie mühselig ein solcher Sprachwechsel sein kann: Hemon vermochte sich erst nach einer langen Phase völliger Sprachlosigkeit seine neue Literatursprache anzueignen.

Übrigens wechselten nicht alle Autoren, die als Bürgerkriegsflüchtlinge Jugoslawien verließen, ins Englische, wiewohl die Einwanderung in die englische Sprache in der neuen Weltliteratur am häufigsten vorkommt. Hemons bosnischen Kollegen Saša Stanišić etwa verschlug es nach Deutschland – und damit auch ins Deutsche als seine Literatursprache. Stanišić zählt heute zur ständig wachsenden Gruppe von Schriftstellern migrantischer Herkunft, die inzwischen

die deutsche Literatur bereichern – wie etwa Terézia Mora, Emine Sevgi Özdamar, Olga Martynova, Feridun Zaimoglu, Alina Bronsky, Sherko Fatah oder Ilija Trojanow.

Diese neue Weltliteratur ist eine dynamische, rasant wachsende, postethnische und transnationale Literatur, eine Literatur ohne festen Wohnsitz, geschrieben von Migranten, Pendlern zwischen den Kulturen, Transitreisenden in einer Welt in Bewegung, deren avancierteste Vertreter wie Taiye Selasi, Mohsin Hamid oder Teju Cole auch den Postkolonialismus bereits hinter sich gelassen haben. Diese Literatur ist mit nationalliterarischen Kategorien nicht mehr zu fassen. Sie eröffnet neue Erzählwelten und Erfahrungsräume und operiert in globalen Vernetzungen, in denen die Unterschiede zwischen Peripherie und Zentrum längst zum Verschwinden gebracht wurden. Sie ist ein weites Feld, das gegenwärtig noch keineswegs für einen Gesamtüberblick vorbereitet ist. Niemand kann für sich in Anspruch nehmen, diese immense und weiter vor sich hin explodierende Materialmenge zu überblicken, geschweige denn zu meistern.

Vor allem in Großbritannien und den USA ist diese neue Weltliteratur seit längerem Gegenstand der akademischen Forschung und Theoriebildung. Vornehmlich Komparatisten wie David Damrosch, Haun Saussy oder Richard Rorty verdanken wir entscheidende Vorarbeiten in der Definition und Klassifikation, die auch in dieses Buch eingeflossen sind. Die US-amerikanische Literaturszene hat die Zuwanderer inzwischen wie selbstverständlich eingemeindet. Als die Zeitschrift «New Yorker» 2010 ihre viel beachtete Liste «Twenty under Forty» veröffentlichte, die zwanzig amerikanische Autoren versammelt, die jünger als vierzig Jahre und nach Meinung der Redaktion vielversprechend sind, da waren fast die Hälfte davon Migranten oder Migrantenkinder aus Afrika, China, Osteuropa und Ex-Jugoslawien. Und sogar die Schwedische Akademie hat sich inzwischen von ihrem jahrzehntelang gepflegten hegemonialen Eurozentrismus verabschiedet. Die Vergabe des Literaturnobelpreises an den Nigerianer Wole Soyinka signalisierte 1986 eine Öffnung ins Globale. Das Nobel-Komitee versteht sich seither zunehmend als Labor der neuen Weltliteratur, zeichnet immer mehr außereuropäische und migranti-

sche Autoren aus ehemaligen Kolonien aus und hilft so, den mächtig anwachsenden, aber höchst fluktuierenden Gegenkanon der globalen Literaturen zu etablieren und im westlichen Bewusstsein zu verankern.

Im deutschsprachigen Raum hingegen ist die globale Literatur bislang nur am Rande wahrgenommen worden, auch wenn seit einigen Jahren ein zunehmendes Übersetzungsinteresse zu beobachten ist: Mit zeitlicher Verzögerung wandert diese neue Weltliteratur allmählich aus den verdienstvollen Spezialverlagen in die Programme der großen Publikumsverlage ein, verändert deren Weltwahrnehmung, deren Arbeit am Corpus der Literatur sowie am literarischen Kanon und nicht zuletzt auch das Bild des deutschsprachigen Lesers von den Wertigkeiten in der Gegenwartsliteratur.

Diese neue Weltliteratur und ihre großen Erzähler sind der Gegenstand dieses Buches – soweit sie in deutscher Übersetzung vorliegen. Dieser neu auftauchende literarische Kontinent soll für eine deutschsprachige Leserschaft vermessen werden – in aller Vorläufigkeit und Lückenhaftigkeit. Nicht gemeint sind die strategisch geplanten Bestseller, die eine großindustriell erzeugte Unterhaltungsliteratur unentwegt in die Buchläden schwemmt: Globale McFiction bleibt hier außer Betracht.

Ausgewählt wurden rund fünfzig Autoren und Autorinnen – allesamt Migranten und Sprachwechsler. Die Mehrzahl entstammt den ehemaligen britischen Kolonien in Afrika, Nah- und Mittelost, Asien und der Karibik. Der Kreis dieser postkolonialen Erzähler wird ergänzt durch Migranten aus anderen Weltgegenden, die neuerdings die postkoloniale Literatur ins wahrhaft Globale erweitern – jüdische Autoren, die aus der Sowjetunion emigrierten und in Ankunftsstädten wie New York oder Toronto Fuß fassten; Flüchtlinge, die vor den Bürgerkriegen im Libanon und in Jugoslawien Asyl in Amerika oder in Deutschland suchten. Dass eine solche Auswahl immer auch von Subjektivität geprägt ist, liegt auf der Hand. Ein Gesamtüberblick ist weder angestrebt noch möglich. Jedem informierten Leser dürfte es ein Leichtes sein, Autoren und Werke zu monieren, die ihm fehlen und die er vermisst.

Indem dieses Buch Weltregionen in den Blick nimmt, die bisher auf der literarischen Landkarte kaum oder gar nicht verzeichnet waren, lädt es zu Entdeckungsreisen ein. Kartografiert werden Literaturlandschaften, doch so, dass sie in Literaturerzählungen überführt werden. Literaturgeschichte wird in Form von Literaturgeschichten dargestellt, wobei der kulturelle Resonanzraum immer mit anklingt. Der Kontext zu den Texten wird angesprochen. Und die Politik liefert die Hintergrundgeräusche.

Gezeigt werden soll, auf welche Weise diese Weltgegenden in ihrer konfliktreichen Gegenwart und ihrer schwierigen postkolonialen Geschichte in der Literatur reflektiert werden – von Autoren, die kraft Herkunft über die Innenperspektive und kraft biographischer Mobilität auch über den Blick von außen verfügen. Immer geht es um die Intensität der ästhetischen Energie von Literatur – und nicht darum, einzigartige und vieldeutige literarische Kunstwerke auf ihre historisch-politischen Quellen oder auf soziologische Fakten zu reduzieren.

Im Aufbau folgt das Buch den eingangs skizzierten zeithistorischen Entwicklungen, beginnend mit Autoren, die von den diversen Einwanderungswellen im Nachkriegsengland erzählen. Im Afrika-Kapitel wird vornehmlich am Beispiel von Autoren aus Nigeria gezeigt, wie rasant, widersprüchlich und ungleichzeitig enorme Entwicklungssprünge binnen weniger Generationen vonstattengehen. Während die einen Autoren die unterdrückte Kolonialgeschichte rekonstruieren, sich am Trauma des Biafra-Kriegs und den Geburtsfehlern des Staates abarbeiten und während andere Erzähler der Identitätsproblematik von Migranten im Westen nachgehen, leben wieder andere Autoren bereits den Luxus-Kosmopolitismus privilegierter «Afropolitzen» aus und demonstrieren einen ostentativ untragischen, elitären Universalismus, der alle Quellen einer glamourösen Patchwork-Identität in vollen Zügen ausschöpft.

Der zweite Hauptteil stellt in Einzelporträts und regionalen Längsschnitten Literaturen vor, die in den Ruinen des British Empire entstanden sind und von diesen – zumeist traumatischen – kolonialen Hinterlassenschaften künden. Als westliche Ankunftsstädte von Flüchtlingen und Immigranten wurden Toronto und New York aus-

gewählt, die sich – als Realität und Metapher – als besonders literaturträchtig erwiesen. Und die Maximum-City Bombay/Mumbai mit ihrer Fülle an Großstadtromanen steht exemplarisch für die Doppelseitigkeit der neuen Multi-Millionen-Städte mit ihren monströsen Gegenwartsproblemen und ihrem gewaltigen Zukunftspotenzial. Den Abschluss bilden mannigfache Zerfallsgeschichten aus den Bürgerkriegsländern Libanon und Jugoslawien.

Gesellschaftliche Grundstimmungen sind variabel und stellen sich in verschiedenen Weltregionen unterschiedlich dar. In den rund sechs Jahrzehnten, die dieses Buch überblickt, haben sich die Zeitstimmungen und Gefühlslagen in Bezug auf die weltweiten Migrationen mehrfach geändert, insbesondere nach den New Yorker Anschlägen vom 11. September 2001. Dieser Wandel spiegelt sich auch in der Migrationsliteratur und wird in diesem Buch nachgezeichnet – im vollen Bewusstsein seiner Unabschließbarkeit.

Erwähnte Bücher

- Kwame Anthony Appiah** «Der Kosmopolit. Philosophie des Weltbürgertums» (C.H.Beck 2007)
- Homi K. Bhabha** «Die Verortung der Kultur», Aufsätze (Stauffenburg 2000)
- Patrick Chamoiseau (mit Jean Bernabé und Raphaël Confiant)** «Éloge de la créolité» (Gallimard 1989)
- David Damrosch** «What Is World Literature?» (Princeton University Press 2003)
- Édouard Glissant** «Zersplitterte Welten. Der Diskurs der Antillen», Essay (Wunderhorn 1986)
- Pankaj Mishra** «Aus den Ruinen des Empires. Die Revolte gegen den Westen und der Wiederaufstieg Asiens» (S. Fischer 2013)
- V. S. Naipaul** «Das Rätsel der Ankunft», Roman (Kiepenheuer & Witsch 1993)
- Salman Rushdie** «Heimatländer der Phantasie. Essays und Kritiken 1981–1991» (Kindler 1992)
- Doug Saunders** «Die neue Völkerwanderung – Arrival City» (Blessing 2011)
- Haun Saussy (ed.)** «Comparative Literature in an Age of Globalization» (Johns Hopkins University Press 2006)
- Sam Selvon** «The Lonely Londoners», Roman (Alan Wingate 1956)

Tzvetan Todorov «Die Angst vor den Barbaren. Kulturelle Vielfalt versus Kampf der Kulturen» (Hamburger Edition 2010)

Werner Wintersteiner «Poetik der Verschiedenheit. Literatur, Bildung, Globalisierung» (Drava 2006)

«Generation Windrush»

Sie waren die Vorhut. Nach ihnen kamen Unzählige, aber sie waren die Ersten – und ihre Ankunft in England vor mehr als sechzig Jahren hat das Land für immer verändert. Sie waren die Pioniere, die die britische Nachkriegsgesellschaft zu verwandeln begannen. Sie machten aus einem bis dahin fast monochrom weißen England ein buntes Gemisch von Herkunft und Hautfarben. Ohne sie wäre Großbritannien nicht das geworden, was es heute ist: ein multiethnischer und multikultureller Mix aus eingeborenen Briten und Zuwanderern, vor allem aus den ehemaligen Kolonien. Das Schiff, das am 22. Juni 1948 in Tilbury an der Themse-Mündung anlegte, hieß «Empire Windrush», und es hatte 493 Passagiere aus Jamaika an Bord – die erste Gruppe westindischer Immigranten, die auf der Suche nach Arbeit und in der Hoffnung auf ein besseres Leben nach London kamen.

Im April zuvor war in einer jamaikanischen Tageszeitung eine Anzeige erschienen, in der jedem eine billige Überfahrt auf der «Windrush» versprochen wurde, der nach England kommen und dort arbeiten wollte. Vor allem junge Männer folgten dem Ruf der britischen Nachkriegsregierung und ihrer Politik der offenen Tür. Da es damals noch keine Einwanderungsbeschränkungen für Bürger des British Empire gab und fast jeder Bewohner der Kolonien und Dominions des Commonwealth einen britischen Pass besaß, stand London den Zuwanderern aus der Karibik offen, umso mehr, als viele von ihnen während des Zweiten Weltkriegs in der *Royal Air Force* (RAF) dem König

und dem Vaterland gedient hatten und sich daher dort willkommen glaubten.

Den Immigranten galt England als das Gelobte Land und London als Zentrum der Welt – ein Phantasma, ein Traum-Ort, dessen Straßen mit Gold gepflastert waren. So gesehen, war die «Windrush» eine Art umgekehrte «Mayflower». Auf die Pilgerväter, die einst als Kolonisatoren von England nach Amerika aufbrachen, um dort ein besseres Leben zu suchen, folgte Jahrhunderte später der Aufbruch der Kolonisierten – in der Gegenrichtung. Und wie jene hatten auch sie den trügerischen Mythos vom Goldland Eldorado mit an Bord.

Die Ernüchterung konnte auch dieses Mal nicht ausbleiben. Kein Gold auf den Straßen Londons, kein leicht erworbener Reichtum für die armen Schlucker aus Übersee. Die «Generation Windrush», wie der fortdauernde Zuwandererstrom von den westindischen Inseln bald genannt wurde, durchlebte in England alle Phasen der Ablehnung als unerwünschte Job-Konkurrenz und alle Stufen der Ausgrenzung und Deklassierung aufgrund der Hautfarbe. Als die ersten schwarzen Arbeitsmigranten in England waren die afro-karibischen Westinder sehr sichtbar und zogen daher starke Aufmerksamkeit auf sich, aber auch starke Ressentiments.

Den Einheimischen galten die Einwanderer unterschiedslos und verächtlich als «Jamaikaner», auch wenn sie aus Trinidad oder Barbados stammten. Auf solche Fremdenfeindlichkeit waren die Ankömmlinge nicht gefasst. Die Traumstadt London erwies sich als Albtraum. Die Zuwanderer aus den Kronkolonien der Karibik mussten erkennen, was sie in Wahrheit waren: keine Wunsch-Londoner, sondern missachtete, allenfalls geduldete, einsame Londoner mit miesen Jobs und ebenso miesen Aussichten.

«The Lonely Londoners» heißt der erste Roman, in dem die Geschichte einer Handvoll Einwanderer der «Generation Windrush» aus deren Sicht erzählt werden. In dieser tragikomischen Chronik der Ankunft, die 1956 erstmals erschien und längst Klassikerstatus genießt, porträtiert Sam Selvon, selbst ein Immigrant aus Trinidad, seine entwurzelten Landsleute, die durch das kalte und finstere Labyrinth der Weltmetropole London stolpern und sich als ungelernete Hilfsarbeiter

am untersten Rand der Gesellschaft wiederfinden. Doch Selvon beschreibt sie eben nicht als viktimisierte «Andere», sondern als gewitzte und zähe Überlebenskünstler, die rasch lernen, sich in einer unfreundlichen Umwelt nicht nur zu behaupten, sondern auch neu zu erfinden.

Waterloo Station ist ihrer aller Ankunftsort in der Stadt: nicht nur der Kopfbahnhof der «Boat Train», der Zubringerbahn von den Ankunftshäfen, sondern auch das Einfallstor in die Stadt und ein Ort der Metamorphose. Die Fremdlinge in ihren dünnen Tropen-Klamotten und mit ihren Pappkoffern und Bündeln erleben hier ihren Übergangsritus, der aus südlichen Sonnen-Insulanern ewig fröstelnde Großstädter des Nordens macht, die über die Dampfwolken vor ihren Mündern staunen und sich in ihren kalten Untermietzimmern in Notting Hill oder Paddington jede Shilling-Münze für die Gasheizung werden absparen müssen.

Zugleich nötigen die Ankömmlinge ihrerseits London, das nicht auf sie vorbereitet ist, zur Neuerfindung. Sie transformieren allmählich die Stadträume, in denen sie sich niederlassen. Ganze urbane Quartiere werden von den Zuzüglern neu geprägt und westindisch umgestaltet. Sie kreolisieren ihr Territorium, die Gegend zwischen «the Gate», «Arch» und «Water», also das Stadtquartier zwischen Notting Hill, Marble Arch und Bayswater.

Sie kreolisieren außerdem die englische Sprache und bereichern sie an mit den humoristischen Wendungen ihres karibischen Straßenslangs und der balladesken Suada, die ihrem mündlichen subversiven Humor und ihren Erzählungen die besondere Dynamik verleiht. Sam Selvon hat für seine Migrantenchronik ein lebhaftes und kraftvolles Kunst-Kreolisch erfunden, das witzig zu lesen, aber schwierig zu übersetzen ist, was wohl der Grund dafür sein dürfte, dass «The Lonely Londoners» bisher nicht auf Deutsch vorliegt.

[...]

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de